

## Einleitung

»Übersetzen« wird umgangssprachlich verwendet für den Vorgang der Übertragung einer Sprache in eine andere. Auch dieser Vorgang bewegt sich mündlich ebenso wie schriftlich bereits in einem komplexen Gefüge von lexikalischer Wortwörtlichkeit und Interpretation, subjektivem Verstehen und dessen genealogischen Bedingungen, die jeden Text in der Aneignung und Übertragung deuten und verändern. In umfassenderem Sinne ist jede Arbeit daran, zu verstehen und sich verständlich zu machen, und jede Erfahrung, auf Missverständnisse und Verständnislosigkeit zu stoßen, ein Problem von ÜberSetzung. Es ist gerade diese auch im Alltagsgebrauch vertraute Vieldeutigkeit des Begriffs, die ihn uns für die hier vorgelegten Beiträge aus Philosophie, Psychiatrie, Psychoanalyse und Kulturwissenschaft geeignet erscheinen ließ. Seine Vertrautheit ebenso wie seine Vieldeutigkeit stellen zwischen den hier verhandelten Themen einen Zusammenhang her, der sich weniger als systematischer denn als einer der assoziativen Verknüpfungen und argumentativen Verschränkungen zwischen Einzelwissenschaften und zwischen diesen und Alltagswissen erschließt.

Die folgenden Beiträge nähern sich ihren Themen auf Umwegen und unternehmen Grenzgänge, wie sie die Metaphorik des Über-Setzens nahe legt. »An den Grenzen der Interpretation mit Heidegger und Benjamin« geht Dirk Quadflieg der Frage nach, wie sich mit Heideggers Diktum, jedes Übersetzen sei Auslegung und alles Auslegen Übersetzen, diese Grenzen markieren und problematisieren lassen. Heidegger nimmt den Spruch des Anaximander als ältesten überlieferten zum Anlass einer Lektüre, die nicht dessen historische Ferne und mediale und institutionelle Überlieferungsgeschichte, sondern dessen »geschichtliche Nähe« zur Gegenwart zeigen will. Ausgehend von seiner Sicht auf die Gegenwart als einer Zeit des Verfalls versteht Heidegger Anaximanders Fragment als Spur zu für immer verstellten griechischen Ursprüngen. Sie sind nur als abwesende oder verlorene denkbar und erfahrbar, und zwar im Vorgang der Arbeit an ihrer stets zu erneuernden und stets scheiternden Übersetzung. Im Zuge und gleichzeitig gegen das ÜberSetzen, das hier bei Heidegger sowohl zwischen verschiedenen Einzelsprachen als auch innersprachlich stattfindet, komme in der Kluft zwischen Auslegung für die Gegenwart und nicht mehr

zugänglicher Vergangenheit eines griechischen Fragments die verborgene Eschatologie des Seins zur Sprache oder eher Erscheinung. Auch Walter Benjamin geht der Spur solchen heilsgeschichtlichen Auftrags an das Übersetzen nach, den er nicht diskursiv entwickelt, sondern in der für seine Texte wesentlichen Verwendung des ästhetischen Bildes und der Erzählung. Von Gottes Erschaffung der Welt in der Hebräischen Bibel durch Benennung, dem paradiesischen Zustand einer noch ungeschiedenen Einheit von Wort und Sache, bis zum Turmbau von Babel, in dem diese Einheit endgültig zerfällt, entwickelt er seine Vision einer gemeinsamen verborgenen »Sprache der Wahrheit«. Nicht im Mitgeteilten, sondern im Medium Sprache selbst sei solcher Übersetzung aufgegeben, ein »stets im Kommen bleibendes Ereignis« anzukündigen.

Beide Autoren gehen aus vom Mythos eines verlorenen Urtextes als Referenz alles weiteren Übersetzens. Diese Referenz bilde eine Tradition der Überlieferung noch im Vergessen und Verwerfen, Wiederentdecken und Umschreiben, die die Arbeit des Übersetzens kennzeichnen. Übersetzen bezeuge solchen Verlust, aber damit auch den Zusammenhang zwischen den Sprachen, ein verlorenes Gemeinsames, das Übersetzen überhaupt ermöglicht und vor Willkür bewahrt.

Quadflieg entwickelt Faszination und Problematik dieser Ansätze. Die theologisch motivierte Figur der Übersetzung eines Abwesenden und nicht Mitteilbaren, noch zu Erwartenden bei beiden Autoren begründe die Gewaltförmigkeit solcher Übersetzung, die nur gegen den Widerstand eines unverfügbaren Wissens und dessen Aneignung denkbar wird. Gegen das Ursprungsdenken und einen Anspruch, mit dem Heidegger dem Übersetzen eine Aufgabe aufbürde, von der »das gesamte Geschick des Abendlands« abzuhängen scheine, schlägt Quadflieg vor, die bei beiden Autoren thematisierte Erfahrung des Entzugs im Übersetzen auf deren verbleibende Tauglichkeit für gegenwärtiges Denken zu prüfen, als Orientierung für eine Kritik, die sich gegen rationalistische Verkürzungen aktueller (sprach)philosophischer Positionen wendet.

Auch Insa Härtels Beitrag geht aus von einem Übersetzungsbegriff, dem das Scheitern oder Verfehlen eingeschrieben ist, wie bereits der Titel, »Der Trieb als Übersetzungsfehler? Vom Einbruch des Sexuellen« ankündigt. Der Text folgt den Bewegungen von Debatten, die sich als Kommentare, Erweiterungen und als Widerspruch

zu Foucaults essentialismuskritischer Wende in der Sexualitätsgeschichte lesen lassen. In mehreren Anläufen nähert sie sich der unmöglichen Antwort auf die Frage, die den Text einleitet und beschließt, »Does sexuality exist?«, eine Frage, die unübersetzt bleibt und damit die im Text argumentierte Irritation und Unzugänglichkeit des Sexuellen im Symbolischen zum Ausdruck, aber eben nicht zur Sprache bringt.

Härtel entwirft keine Verlustgeschichte. Wo in der Argumentation von Heidegger und Benjamin noch im Verlust ein Versprechen aufscheint, wird in der postmodernen Debatte über die sprachlichen Strukturen als vorgängige Bedingung jeden Übersetzens Ver-Sprechen konstitutiv für die darin unaufhebbar befangenen Subjekte. Foucaults Interesse an den sprachlichen Strukturen des Sozialen gilt nicht, wie noch in der Sprechakttheorie von Austin, der gelingenden Performanz, also gelingender Übersetzung zwischen Äußerung und deren Wirkung, sondern deren Auseinanderklaffen eben dort, wo solches scheinbare Misslingen nachhaltige Wirkungen zeitigt. Das Beispiel der Verbotsdiskurse über Sexualität im viktorianischen England zeigt, wie sie Sexualität als Dauerthema überhaupt erst etablieren. Der Doppelwertigkeit des Sexuellen will Lacans terminologische Teilung in Symbolisches, Imaginäres und Reales sich nähern. Ausgehend vom fundamentalen Scheitern (in) der Sprache situiert er jenseits – aber solcher Verortung bereits entzogen – der diskurstheoretischen Annahme einer sprachlich verfassten Realität das Reale, das einerseits konstitutiv ist für das, was sich (aus)sagen lässt, aber jedem Übersetzungsversuch entzogen bleibt.

Härtel kommt zu überraschenden Diagnosen auch aktueller Befunde zum Thema »Leidenschaftsschwund«. Ihr Text konturiert die Befremdlichkeit des Sexuellen, das sich weder mit der problematischen Unterstellung eines biologisch Natürlichen fassen noch in Soziales übersetzen lässt, sondern in der Folge des fundamentalen Anachronismus in der sexuellen Entwicklung zwischen Kind und Erwachsenen Wirkungen, Fehler, Störungen zeitigt. Die Ambivalenz des Sexuellen unterläuft Deutung und Wunsch nach Eindeutigkeit. Im Zwischen von Sprachlosigkeit und Sprachmächtigkeit oder Selbstermächtigung der Subjekte beharrt die Autorin, oder vielmehr: ihr vielstimmiger Text, auf der Spaltung des Übersetzens und bringt die Übersetzungsversuche im Bereich von Kulturwis-

senschaft und Psychoanalyse in irritierende Konstellationen dessen, wovon die Rede ist und was dem Reden darüber sich entzieht.

Die folgenden Beiträge, Fallgeschichten psychoanalytischer Provenienz von Hans Haack, Wilhelm Rimpau, Karl-Josef Pazzini und Thomas Bock, führen die Arbeit des Übersetzens zwischen Theorie und klinischer Praxis vor. Die philosophischen und kulturwissenschaftlichen Debatten der letzten Jahrzehnte über das »Verschwinden des Subjekts« (Peter Bürger) lassen sich mit den je spezifischen Aufgaben, die sich angesichts von Lebens- und Leidensgeschichten einzelner Subjekte in der Praxis stellen, schwer vermitteln. Auch das Konzept des Übersetzens kann solche Vermittlung nicht leisten, es kann jedoch den Blick schärfen für die Kluft zwischen konzeptioneller Erfassung von Strukturen einerseits und diagnostischer Erschließung individueller Erfahrungen andererseits, also für die Leiden produzierende strukturelle Unmöglichkeit des Übersetzens und die Dringlichkeit des Übersetzens, um solchem Leiden therapeutisch begegnen zu können.

Der Text von Hans Haack stand am Beginn unserer Tagung und wurde hier in der Form des mündlich gehaltenen Vortrags belassen. Seine Fallvignette und seine Bemerkungen als Analytiker zur Sache der Übersetzung waren geplant als einstimmende – und vielleicht auch therapeutische? – Intervention des die Sache Reflektierenden in Bezug auf das Publikum. Er führt anhand einer Fallgeschichte ein in die Schwierigkeiten der Übersetzungsarbeit, die innerhalb der Psychotherapie zwischen der »Sprache der Symptome« und der Versprachlichung durch den Psychoanalytiker zu leisten ist. Das Sprechen des Analytikers in der therapeutischen Situation ist weniger durch seine kognitiven Inhalte charakterisiert als vielmehr durch die Spontaneität der unmittelbaren Reaktion auf das therapeutische Geschehen. Die in dieser Sprache gebundene Affektivität bleibt bewahrt nur im Redecharakter und droht durch nachträgliche Bearbeitung verloren zu gehen. Das Übersetzungsproblem wird in Haacks Wiedergabe dieser Geschichte, einer Konfrontation mit der Lebensgeschichte und den Störungen eines Patienten, als zentrales Thema der Psychoanalyse gleichsam performativ in den Vordergrund gerückt. Freuds Beschreibung der psychoanalytischen Arbeit: Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten wird – in Bezug auf die aktive Rolle des Analytikers – in eine weitere Trias überführt: Aufnahme von Mitteilungen des Patienten,

Übersetzen in das eigene Verstehen des Therapeuten und erneutes Übersetzen in eine Deutung, die sich dem Patienten verständlich machen und verändern will. Die Mitteilungen der Patienten aber sind nicht nur sprachliche, sondern kontextuelle, szenische und vor allem auch körperliche. Auch wenn Psychoanalyse gemeinhin als »talking cure« bezeichnet wird, so ist doch das averbale oder vorverbale Geschehen in Mimik und Gestik ebenfalls eine sprachliche Mitteilung, aber eben in der Sprache der Leiblichkeit, die übersetzt werden will. Haack zeigt, wie die Rationalisierung von Befunden durch diagnostische Klassifizierung im ICD (International Classification of Diseases) diesen wechselseitigen Prozess des Übersetzens be- oder verhindert und den Verzicht auf psychodynamische Anamnesen erzwingt. Seine Falldarstellung verweigert sich der Zurichtung des Wahrgenommenen und Gehörten auf – in solcher Klassifizierung – Pathologisches und damit dem raschen Einverständnis mit einer Deutung. Sie konfrontiert den Leser auch mit dem sprachlosen Nichterzählten, dessen provozierende Besonderheit nicht aufgehoben wird zugunsten einer Verallgemeinerung in den Kategorien der Medizin als (Natur-)Wissenschaft und nicht durch Übersetzung in die standardisierten Formate therapeutischer Narrative entschärft wird.

Nicht nur in den psychiatrisch-psychotherapeutischen Fächern, sondern auch, viel basaler, in der allgemeinen Medizin ist die Arbeit mit den Symptomen der Patienten eine übersetzende. Ziel der anthropologischen Wende in der Medizin, deren prominentesten Vertreter, Viktor von Weizsäcker, Wilhelm Rimpau in seinem Text vorstellt, ist es, aus Krankheitsgeschichten Krankengeschichten zu machen, also »hinter« den Symptomen die Individualität des betroffenen Menschen zu sehen, der an ihnen leidet. Laut Weizsäcker haben alle Symptome einen Verweisungscharakter: dass und vor allem wie und wann sie sich ausbilden, sagt etwas über eine biographische Konfliktlage aus. Der sich anthropologisch orientierende Arzt benötigt ein Instrumentarium, mit dem er den Verweisen folgen kann, hier das pathische Pentagramm. Mit dieser Methodik übersetzt er gleichsam die wortlose Sprache der Symptome in die ihnen zugrundeliegende biographische Notlage, über die dann gesprochen werden kann. Medizin sui generis ist also eine Übersetzungswissenschaft, die den Text der leiblichen Symptome in den der im zwischenmenschlichen Kontakt erlebbaren Beziehungen transferiert. Dieses basale Übersetzen ermöglicht dann erst, eine

Therapie zu entwerfen, die über die Symptomreduktion hinaus heilsam ist. Im Prozess solchen Übersetzens konstituiert sich das Subjekt, der Patient, als wieder handlungs- und erlebnisfähig, weil seine oder ihre biographische Erfahrung Teil der Erklärung für die erlittene Symptomatik ausmacht und damit beiträgt zur Therapie. Auch der Text von Karl-Josef Pazzini lässt sich ein auf die Darstellung einer Fallgeschichte, oder, vielleicht zutreffender gesagt, deren Re-Inszenierung, denn der Text führt vor, was mit ihm erzählt wird: die nicht aufhebbare Spaltung, nicht überwindbare Kluft im wechselseitigen und im Selbst-Verstehen der Subjekte als sich selbst existenziell unzugängliche und unverständliche Akteure. Diese Unmöglichkeit der Übersetzung freilich enthebt nicht der Notwendigkeit, immer erneut sich dem Versuch anzunähern, auch wenn, wie die Bilder im Text, Warn- und Verbotsschilder, nahelegen, der Versuch, der Sprung hinüber, höchst riskant ist. Der Sprung, die Übersetzung von wortloser Symptomatik in Gesprochenes ist immer auch Übertretung, Verletzung von Grenzen, der Konvention, der Scham, der persönlichen und institutionellen Hierarchien, das zeigt das Beispiel, in dem es um Unsägliches und Unsagbares in einer Lebensgeschichte geht, und das zeigt das als Link beigegebene Kurzvideo »Luke, ich bin dein Vater«. Jede Übersetzung ist ein Wagnis und tut dem, was sie erfassen will, Gewalt an, weil sie das Gemeinte immer notwendig verfehlt. Für die psychoanalytische Praxis zeigt Pazzini, wie dieses Wissen zögern lässt zwischen Deutungswunsch, Deutungsabstinz und Deutungsverweigerung und doch dazu drängt, den »Sprung« zu wagen.

Ausgehend von seinen Erfahrungen in Psychose-Seminaren, in der psychiatrischen Institutsambulanz und in den »Trialogforen« – Gesprächsgruppen, die therapeutische Experten, Psychose-Erfahrene und deren Angehörige einbeziehen – kritisiert auch Thomas Bock den Reduktionismus des institutionellen Sprachgebrauchs und dessen Folgen für die Stigmatisierung von Patienten innerhalb und außerhalb der Institution. Die professionellen Diskurse versperren allen Beteiligten den Zugang zu anderen Sichtweisen auf psychotische Störungen. Übersetzungsversuche hingegen können dazu beitragen, dass mangelnde Kooperation, Nicht-Compliance und fehlende Krankheitseinsicht von Patienten nicht nur als Störungen verstanden werden, sondern als Verhaltensweisen, die Eigensinn und einen eigenen Sinn der Krankheit zum Ausdruck bringen, als Versuche der Bewältigung von als bedrohlich erlebten

Situationen und der Lösung von Konflikten. Widerständigkeit im Verhalten und in sprachlichen Äußerungen, die sich den professionellen Rede-Regeln verweigern, ist in den institutionellen Grenzen der Psychiatrie und in den Grenzen der Erkrankung immer auch eine Möglichkeit der Erkrankten, sich der Kohärenz ihrer Erfahrungen zu vergewissern und auf Selbstintegrität und Selbstachtung zu bestehen.

Das im Titel verwendete Zitat – »Es wird Zeit, dass bald mal wieder ein Erzengel vorbei kommt.« – steht programmatisch für die von Bock aus der Praxis entwickelten »Anforderungen an eine Sprache, die übersetzen hilft.« Es ist ein ebenso befremdlicher wie dennoch unmittelbar verständlicher Satz, dessen Deutung den Lesern überlassen bleibt. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, dass solche Patientenäußerung in der klinischen Praxis als symptomatisch für krankheitsbedingte Realitätsverkenntung genommen wird. Sucht man jedoch einen Zugang zum Eigen-Sinn dieses Satzes, ermöglicht er andere Deutungsvermutungen: Er lässt die Fähigkeit erkennen, ein poetisches Bild möglicher Zukunft zu entwerfen, also über die Gegenwart hinaus zu denken, sich ein Jenseits der Krankheit vorzustellen, er äußert Wunsch und Bedürfnis nach Schutz im Bild solchen Engels, und vielleicht ist es der Satz selbst, der solchen Schutz im Vorgriff gewährt, weil seine Sprache es ermöglicht, vom Erzengel zu sprechen, sich darüber anderen mitzuteilen und verstanden zu werden. In diesem Sinne konstituiert die Erweiterung von Sprachräumen in der psychiatrischen Praxis auch neue imaginative und soziale Räume für alle Beteiligten und trägt bei zu einer therapeutischen Programmatik, die übergreifend die verschiedenen Disziplinen innerhalb der Psychiatrie neu verknüpft.

Übersetzen ist immer auch eine Voraussetzung und Form sozialer Anerkennung, von Andersheit und Besonderheit lebensgeschichtlicher Erfahrungen und Wahrnehmungen. Das gilt nicht nur, aber auch für die klinische Praxis, so es gelingt, in Symptomen eine Weise der Artikulation eines Wissens, über das Patienten verfügen, oft ohne es in Worte fassen zu können, zu erkennen und dieses Wissen zugänglich zu machen. Übersetzen im hier vorgestellten Sinne wendet sich gegen institutionelle und wissenschaftliche Pathologisierung und Abwehr des vermeintlich Unverständlichen einer wie immer gearteten Symptomatik. Auch wenn Deutung versagt und ent-täuscht, trägt vielleicht das

Nichtverstehen zum Erkenntnisgewinn mehr bei als ein illusionäres Verstehen, das auf Autoritäts- und Institutionengläubigkeit beruht.

Der letzte Beitrag dieses Bandes führt wie der erste die Metapher der »Grenze« des Übersetzbaren im Titel. Sabine Offe untersucht exemplarische Positionen in den Debatten über die sprachliche Darstellbarkeit des Holocaust und über die Konstruktion von individuellen Erinnerungen und kulturellem Gedächtnis. Anstelle von Begriffen wie »Undarstellbarkeit« und »Unsagbarkeit«, die in solchen Debatten über ästhetische und historiographische Repräsentationen von Auschwitz lange beherrschend waren und die sich auch als Abwehr verstehen lassen, werden inzwischen Formen der Darstellung und deren Unterschiede, die je spezifischen Grenzen und Möglichkeiten des Übersetzens diskutiert. Die von Offe gestellten Fragen nach den ethischen Bedingungen des Erzählens reflektieren auf die tiefgründigen Beschädigungen von Sprache und Übersetzbarkeit, auf das Versagen kultureller Traditionen und auf die Schwierigkeiten des Übersetzens angesichts der Banalisierung von Versuchen, die Geschichte der Vernichtung der europäischen Juden zu benennen, die auch Wörter wie *Auschwitz*, *Holocaust*, *Shoah* zu Chiffren des medialen Konsums der NS-Geschichte gemacht hat.

Auch *Trauma* ist zu einer solchen Chiffre geronnen. Die Konjunkturen dieses Konzepts in der Öffentlichkeit und seine Karriere als diagnostisches Instrument sind Beispiel dafür, wie der Erkenntnisgewinn der Übersetzung von zunächst nicht benannten und benennbaren individuellen Leidenserfahrungen und gesellschaftlichen Katastrophen im Wort »Trauma« diese zunächst erschließen und einer medizinisch-therapeutischen und kulturellen Bearbeitung zugänglich machen konnte und wie dieser Zugang durch Abnutzung im professionellen und alltagssprachlichen Gebrauch wieder verstellt wird. Aber nur durch immer neue Versuche der Übersetzung dessen, was stumm und ungesagt bleiben wird, nur in den Kontroversen über Missverstehen und Verstehen werden Grenzen des Übersetzbaren traumatischer Geschichte erkennbar. Es gibt keine »richtige« Übersetzung, sondern nur die Reflexion auf den Gebrauch, den wir davon machen, auf die Sprecher, die Adressaten, die Kontexte. Die hier vorgelegten Texte zeigen, dass trotz und wegen aller Bedenken die Antworten auf die Frage nach

den Grenzen der Übersetzbarkeit immer wieder nur neue Übersetzungsversuche sein können.

Die Tagungsvorträge zu »ÜberSetzungen« wurden gerahmt und zusammengehalten durch Texte von Kafka, die in diesen Sammelband nicht aufgenommen wurden (Ein Landarzt, Eine kaiserliche Botschaft, Von den Gleichnissen, Das Schweigen der Sirenen, Das Stadtwappen, Der Aufbruch). Mit der Lesung dieser Texte durch Rainer Iwersen wurde eine wiederum andere Weise des ÜberSetzens vorgeführt: in der Verkörperlichung der Texte durch die Stimme, die vermittelt, also übersetzt, zwischen Leiblichkeit und Denken, zwischen affektiver Beteiligung und intellektueller Deutung, zwischen Sprechen und Hören. Kafkas Texte bildeten gleichsam die poetische Übersetzung der in den akademischen Beiträgen verhandelten Abgründe zwischen dem strukturellen Anspruch aller Sprache auf Allgemeingültigkeit und den Geschichten verletzter Subjekte, die in diesem Anspruch nicht aufgehen. Nicht als »Chiffrezeichen eines unfassbaren Jenseits«, wie Georg Lukács Kafka lesen wollte, wurden die Texte gesprochen und verstanden, sondern als nüchterne, wahnsinnige, komische Chiffren eines unbestritten erbarmungsbedürftigen, aber keineswegs notwendig erbarmungswürdigen Diesseits.

Hier geben wir nun zwar nicht Kafka, aber dem Schlussvers seines Lieblingsgedichts (von Justinus Kerner) das letzte Wort zum Thema Übersetzung:

Vier Bretter sah ich fallen/Mir ward's ums Herze schwer/  
Ein Wörtlein wollt' ich lallen/Da ging das Rad nicht mehr.

Martin Heinze, Joachim Loch-Falge, Sabine Offe

Die Initiative für diese Tagung ging von der Bremer Arbeitsgruppe der Gesellschaft für Philosophie und Wissenschaften der Psyche aus. Ihre Durchführung wurde ermöglicht mit der Unterstützung durch das Klinikum Bremen-Ost, in dessen Haus im Park wir tagen durften, und durch die finanzielle Unterstützung auch dieser Publikation durch die pharmazeutische Industrie. An dieser Stelle möchten wir ganz herzlich dafür danken.